

Benjamin Sprick

Alles gut

»Na? Alles gut bei Dir?« »Ja ja, alles gut. Und bei Dir? Auch alles gut?« »Och, naja... Alles gut.« Derart sinnlose Frage-und-Antwort-Spiele machen deutlich, dass es bei der lässig-coolen Floskel vor allem darum geht, Ruhe und Gelassenheit auszustrahlen. Angesichts vermeintlich bedeutungsloser Vorkommnisse eines noch bedeutungsloseren Alltags lässt man sich nicht unnötig aus dem Konzept bringen. Man findet im Großen und Ganzen und überhaupt ›Alles‹ einfach nur ›gut.‹ Die Einigkeit suggerierende Parole wirkt dabei wie eine sprachliche Abdichtung gegen möglichen Streit oder überflüssige Missverständnisse. Sie lässt Frage und Antwort zusammenfallen und eröffnet auf diese Weise einen sprachlichen Zirkel, in dem die unausgesprochene Übereinkunft, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen, ihre immer gleichen Bahnen ziehen kann.

Und die weiten sich zunehmend aus. Selbst Susanne Arnd, für das Ressort ›Gesellschaft und Kultur‹ zuständige Redakteurin der Zeitschrift *Brigitte*, beklagte kürzlich in einer Ausgabe des Blattes einen Trend in ihrem Freundeskreis, negative Erlebnisse durch die besagte Redewendung zu verharmlosen. So teilte ihr eine Freundin in einem Telefonat mit: »Mein Hund hat aufs neue Sofa gekotzt. Arschlöcher haben mein Auto abgeschleppt. Und der Olaf hat sich auch schon seit einer Woche nicht mehr gemeldet. Aber... alles gut!« Derartig widersprüchliche Äußerungen verweisen Arnd zufolge auf ein kollektives Problem, das die von Deutschland beanspruchte Führungsposition in einer krisengebeutelten Welt betrifft. Zitat, »Dürfen wir nicht zugeben, wenn es uns schlecht geht – wo wir doch auf der Insel der Seligen leben, während die Welt um uns herum ins Wanken gerät? In Deutschland ist die Alles-gut-Epidemie ausgebrochen [...] Alles ist gut, besonders wenn alles scheiße ist.«

Das klingt gar nicht gut. Wenn selbst die Gesellschaftsanalysen der *Brigitte* die Wörter ›Scheiße‹ und ›Arschloch‹ in den Mund nehmen müssen, um auf diese Weise einen um sich greifenden Verlust kritischen Denkens anzuprangern,

dann herrscht Alarmstufe rot. Dann gilt es, die von Arnd diagnostizierte Sprachverwesung auf die ihr zugrundeliegenden Pathologien hin zu untersuchen.

Bereits 1764 forderte der französische Schriftsteller und Philosoph Voltaire die Leserinnen und Leser seines *Philosophischen Taschenwörterbuchs* auf:

»Ich bitte euch, [...] mir den Satz: *Alles ist gut*, zu erklären, denn ich verstehe ihn nicht. [...] Versteht ihr darunter, daß Jeder sich wohl befindet, [...] daß Niemand leidet? Ihr wisst, wie falsch das ist. Oder ist eure Ansicht die, daß all das beklagenswerthe Elend, welches auf der Erde lastet, in Beziehung auf Gott *gut* ist und daß er sich dessen freut? An eine solche Scheußlichkeit glaube ich nicht und ihr eben so wenig. Ich bitte euch [daher], erklärt mir den Satz: *Alles ist gut*.«

Keine wirkliche Aufklärung des Sprachrätsels also zunächst von Voltaire. Vielmehr eine Reihe von Anschlussfragen, die auf den Umstand verweisen, dass der Begriff des ›Guten‹ eine Vielzahl philosophischer Probleme betrifft, die sich bis in die Anfänge der abendländischen Metaphysik zurückverfolgen lassen. Ist das Gute mit dem Wahren identisch? Bleibt es an einen Begriff der ›Vollkommenheit‹ gebunden, der sich nur denken, nicht aber in einer vom Mangel belasteten Sinnenwelt ›realisieren‹ lässt? Oder verortet sich das Gute im Gegenteil gerade und *nur* in der Wirklichkeit, wie es Spinoza in der 6. Definition des 2. Buches seiner *Ethik* nahelegt, wenn er schreibt: »Unter Realität und Vollkommenheit verstehe ich dasselbe«? Ist die Definition des Guten, wie es der Liberalismus propagiert, die ›Privatangelegenheit‹ eines jeden Einzelnen? Oder betrifft sie Fragen einer herausgeforderten Gemeinschaft, die sich permanent dazu genötigt sieht die Bestimmung dessen, was ›gut‹ sein soll, neu zu verhandeln?

Derartige Fragen wirft auch die Wendung ›Alles gut?‹ auf. Jedes Mal, wenn sie erklingt. Allerdings nur, um sie sogleich wieder unbeantwortet unter sich selbst zu begraben: ›Alles gut‹. Eine – sich bereits in der Physiognomie des verblosen Sprachstummels ankündigende – Enttäuschung über die Sinnzusammenbrüche kapitalistischer Vergesellschaftung klingt dabei hörbar mit: In einer fallenden Intonation der Stimme, die gegenüber einer mit sich selbst identischen Floskel die einzige, noch verbliebene Möglichkeit kritischer Abgrenzung darstellt. Durch

ihre leicht depressive Stimmfärbung *gehört* die Antwort der gleichlautenden Suggestivfrage aber auch, indem sie ihrer impliziten Befehlsstruktur widerstandslos verfällt. Die Kommunikation regrediert hier auf einen Austausch von Kennwörtern, die die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft der Sinnbefreiten signalisieren, die durch jeden Versuch ihrer Decodierung nur umso geschlossener zusammenrückt. »Jawohl! Alles gut!« ließe sich daher prophylaktisch und aus Protest aufs eigene T-Shirt drucken, um auf diese Weise wenigstens dem Dauerbeschuss durch die immer gleiche Frageform zu entkommen.

Doch wo nicht mal mehr gefragt werden muss, um eine mehr als voraussehbare Antwort zu erhalten, haben sich längst militärische Sprachtechniken durchgesetzt, die sich in den Registern von ›Meldung‹ und ›Appel‹ bewegen. »Melde gehorsamst: Alles gut.« wäre daher wohl die konsequenteste Spielart der Floskel, die – beim Betreten eines U-Bahn-Waggons oder Einkaufladens zitiert – Auskunft über den aktuellen Wasserstand eines sinnentleerten Subjekts kontrollgesellschaftlicher Prägung vermelden könnte. Doch auch eine derartige Persiflage einer beliebten Form der Alltagskommunikation förderte beim Publikum höchstens ein erschöpftes Lächeln über einen ›Freak‹ zutage, der eine neue Methode zum Geldschnorren probiert oder einfach nicht mehr alle Tassen im Schrank hat.

Wenn ›Alles gut‹ ist, bleibt daher nur zu *schweigen*. Wo jede sprachliche Mitteilung Gefahr läuft, ihre unabgeholten Voraussetzungen des Sinns vorzeitig zu beerdigen, müssen die leeren Zwischenräume der Nicht-Kommunikation aufgesucht werden, die sich nur denkend eröffnen, nicht aber sprechend erschließen lassen. Die Antwort auf die Frage ›Alles gut?‹ zeigte sich dann vielleicht in einem zu Stein erstarrten Gesicht, das das autoritär vorausgesetzte Einverständnis empfindlich zu stören versucht. Oder in der Bitte um ›etwas Bedenkzeit‹, die darauf hoffte, dass sich *inzwischen* irgendetwas Weltbewegendes ereignet...